

Stefan Kiechle SJ

P. Dr. theol. Stefan Kiechle SJ, Jahrgang 1960, war Hochschulpfarrer und Cityseelsorger, Novizenmeister und Provinzial. Seit 2017 lebt er in Frankfurt und arbeitet als Chefredakteur der „Stimmen der Zeit“ und als Delegat des Ordens für ignatianische Spiritualität.



Foto: privat

Stefan Kiechle SJ

Trauern und Hoffen

Ein geistlicher Blick auf sterbende Ordensgemeinschaften

Da stirbt etwas in uns

Im deutschsprachigen Raum und ähnlich überall in (West-)Europa sind die große Mehrheit der Ordenskommunitäten und klösterlichen Konvente überaltert. Viele können sich kaum mehr halten, immer mehr werden geschlossen. Die zahlreichen alten Schwestern oder Brüder dominieren mit ihren Themen und Anliegen das Kommunitätsleben. Die wenigen jüngeren Brüder und Schwestern wenden viel Zeit und Energie auf für die Sorge um die Alten, und manche, die selbst apostolisch aktiv sind, werden belastet durch die Altenheimatmosphäre. Oft sind die Gebäude viel zu groß und wirken unbelebt, auch finanziell und ökologisch ist ihr Unterhalt fragwürdig geworden. Still stirbt da etwas vor sich hin, wobei es bei den Gebäuden nicht nur um Wohnhäuser geht, sondern auch um Kapellen und Kirchen, also um Orte der Gegenwart Gottes und des Gebets, um heilige Orte.

Mit den Gebäuden und Kommunitäten stirbt noch mehr: Es geht um geistliche Heimat für tausende Menschen, die ihr Leben einst Gott geweiht hatten – da folgt kaum mehr jemand nach. Es geht um Traditionen des gottgeweihten Lebens: persönliche Gebetsweisen, Liturgie, auch Brauchtum, Ordnung, Ästhetik. Es geht um eine Lebensform, in der gläubige Menschen nach den drei evangelischen Räten und in Gemeinschaft ein gottgefälliges, geistlich trostvolles und apostolisch wirksames Leben führten – nicht immer und in allem gelungen, sondern oft mit Mühen und Schwierigkeiten, ja auch Versagen, aber dennoch in seiner Zeichenhaftigkeit fruchtbar. Mit uns stirbt etwas in uns, das uns wertvoll und wichtig war, uns erfüllte und tröstete. Auch das Sterben der einzelnen Schwestern und Brüder ist zu bedenken: oft sehr alt, mit langen und schweren Sterbeprozessen, Segen und Fluch der modernen Medizin, manche auch jünger, mit all den

existenziellen und spirituellen Fragen, die das Sterben stellt. Wenn keine nächste Generation folgt, geht es einer Gemeinschaft ähnlich wie einer unfruchtbaren Frau: Sie fragt sich, ob sie von Gott verworfen sei, ob Gott sie nicht mehr brauche. Auch einer Familie, die ausstirbt, weil keine Kinder da sind, fehlt etwas: Da bleibt ein seltsames Loch, eine Unerfülltheit, eine Trostlosigkeit.

Der Tod ist das Ende

Fromm, wie wir Ordensleute sind, trösten wir uns gerne mit dem Gedanken: Irgendetwas geht schon weiter, vielleicht kleiner, vielleicht nicht bei uns, sondern in anderen Ländern, aber es ist alles nicht so schlimm, Gott ist barmherzig, das wird schon wieder... Ich meine, das ist ein zu schneller und letztlich falscher Trost. Nein: Was stirbt, ist erst einmal zu Ende. Der Verlust ist ein schmerzliches Hergeben, danach bleibt erst einmal nichts. Was weg ist, ist weg, ganz und für immer. Nur wenn wir den Tod als tatsächliches Ende anerkennen, können wir wirklich trauern und damit auch das Sterben *gestalten*.

Das Sterben geht ja schon länger: Die Kongregationen des 19. Jahrhunderts – die weitaus größte Zahl an Ordensleuten gehörte früher diesen Kongregationen an – hatten ihre Blütezeit von etwa 1850 bis etwa 1950. Nach der Revolutionszeit entstanden sie sehr schnell und gleichsam aus dem Nichts, als Antwort auf die harschen sozialen und geistlichen Nöte des 19. Jahrhunderts. Vor allem Frauen erhielten in den Kongregationen die Möglichkeit, sich ausbilden zu lassen, sich in einem Beruf für andere zu engagieren und auch Verantwortung zu übernehmen. Der beeindruckende Auf-

schwung der Kongregationen ging nach dem Zweiten Weltkrieg schrittweise zu Ende: Frauen konnten auch ohne Ordensleben – mit mehr persönlicher Freiheit und mit eigener Familie – berufstätig sein, die Gesellschaft wurde säkularer, bald wurde der Ordensnachwuchs weniger. Das alles begann schon vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil, das von manchen Zeitgenossen zu Unrecht für allen „Verfall“ verantwortlich gemacht wird. Den Umbruch nach dem Konzil gestalteten manche Gemeinschaften vorbildlich und mit neuem Aufbruch, andere taten sich schwer, behielten manche Enge und manche Starrheit bei. Fast alle wurden dabei kleiner – in Zahlen und im Geist und in der apostolischen Wirksamkeit. Sterbeprozesse von Gemeinschaften dauern oft über Jahrzehnte, was nochmals erleichtert, sie zu verdrängen und zu überspielen.

Die alten Orden, jene aus dem Mittelalter oder der frühen Neuzeit, und ebenso manche ganz neuen Orden taten sich nach dem Konzil meist etwas leichter: Die alten Orden hatten über die Jahrhunderte schon viel Auf und Ab erlebt, viele Krisen und Transformationen, und wenn sie eine solide Spiritualität hatten, konnten sie mit den Umbrüchen erst einmal besser umgehen. Einige neue, meist kleinere Gemeinschaften hatten schon durch ihre Gründung einen „moderner“ und flexibleren Stil.

Doch in den letzten Jahren – seien wir ehrlich – tendiert auch bei den meisten dieser Gemeinschaften in Europa der Nachwuchs gegen null. Sie gehen zwar zeitlich verzögert, aber doch in ähnlicher Weise wie die meisten Kongregationen in Prozesse des Sterbens. Internationale Gemeinschaften tun sich meist etwas leichter als rein lokale: Der interkultu-

relle Austausch und vielleicht auch die Aufbruchsstimmung in anderen Ländern halten flexibler und offener. Allerdings ist die mancherorts geübte Praxis, hierzulande die personellen „Löcher“ mit Schwestern oder Brüdern aus anderen Ländern und Kontinenten zu „stopfen“, problematisch, denn sie wird unser Sterben nicht verhindern, und die jungen, motivierten Ordensleute, die zu uns kommen, werden bisweilen recht frustriert, wenn sie in unseren Kommunitäten und in unserer Kirche vor allem das Sterben wahrnehmen.

Autoreninfo

s. gedrucktes Heft

Wie geht das: trauern?

Also sollen wir das Sterben annehmen und trauern. In der profanen Gesellschaft hat man ja das Trauern weitgehend verlernt: Verluste oder Todesfälle werden versteckt und schnell mit Aktivismus oder Wichtigsein oder Konsum zugedeckt. Wir Ordenschristen sind gegen diese Versuchung natürlich absolut immun! Nein, auch wir müssen – gegen alles Verdrängen – das Trauern immer wieder üben, freilich aus der christlichen Überzeugung heraus, dass Trauern fruchtbar sein kann, denn es öffnet für Gott und sein Heil. Wie aber geht es zu trauern?

Zuerst müssen wir den Schmerz und die Leere und die Trostlosigkeit *aushalten*:

Das Altern und Sterben ist nicht schön, denn man verliert Lebensqualität und Lebenslust, der Körper und oft auch die Seele „können“ nicht mehr so gut, das Leben wird ärmer, weniger mobil, langweiliger, oft auch einsamer. Das gilt auch für das geistliche Leben: Der Geist ist oft müde, man wird empfindlicher, vielleicht zerstreuter, das Beten – auch wenn man mehr Zeit hat – fällt vielen schwerer. Das gilt für Einzelne, die altern, aber in ähnlicher Weise gilt es für alternde Gemeinschaften. Man sitzt noch enger aufeinander, viele Abläufe werden noch mehr ritualisiert. Einerseits hilft das, andererseits geht man sich gegenseitig damit vielleicht noch mehr „auf die Nerven“. Trauern heißt, das Sterben zu übernehmen und auszuhalten.

Übrigens stirbt dabei auch manches Dunkle, das wir in unserem Ordensleben – seien wir ehrlich – mitschleppten: wo es eng oder autoritär, knausrig oder ideologisch zugeht, wo Beziehungen langjährig belastet waren, wo Verletzungen bleibend schmerzten, wo man sich einfach nicht mochte und kaum ertrug, wo Leben verhindert wurde, wo Macht missbraucht wurde. Dass dieses Dunkle stirbt und das Alter dadurch für manche Ordensleute doch etwas leichter wird, ist ein Segen, aber auch das Dunkle stirbt nur unter Schmerzen, mit einem inneren und äußeren Loslassen.

Zum Trauern gehört freilich auch das Danken: So viel haben wir bekommen, so viel konnten wir wirken, so viel haben wir erlebt und erreicht! Dafür immer wieder von Herzen dem Herrn zu danken, ist Fundament für alles Loslassen. Die Dinge hatten ihre gute Zeit, jetzt geht diese zu Ende, und dankbar können wir aufgeben, was aufzugeben ist, auch wenn wir kaum verstehen, warum etwas, das doch gut war, zu Ende gehen soll. Wenn wir

nicht danken für das, was wir aufgeben, bleibt nur Schmerz, Leere, Frustration. Wer dankt, schätzt das Leben und ehrt Gott, der es ihm geschenkt hat.

Man redet gerne vom „Loslassen“. Das Wort kann etwas negativ klingen, so als ob wir an Dingen klebten, sie ungeordnet beehrten und sie nun aus unserer Seele reißen müssten und ohne sie in einen Abgrund stürzten. Ich spreche stattdessen lieber vom „Übergeben“ oder „Zurückgeben“: Wir haben so viel bekommen, unverdient, geschenkt – jetzt geben wir es an den Geber aller Gaben zurück. Wir kamen arm und nackt, aber von Gott geliebt auf die Welt, jetzt werden wir neu arm und nackt und gehen so nochmals auf Gott und seine Liebe zu. Gott hat uns berufen und gebraucht und uns eine gute Zeit geschenkt; jetzt hat er anderes vor, das wir nicht oder noch nicht verstehen, und wir geben alles, was wir bekamen, und uns selbst in Freiheit zurück. Ist das nur schwer – oder auch etwas leicht? Im Letzten ist es eine Frage des Vertrauens und Glaubens.

Geht auch unsere Lebensform zu Ende? Ja und nein! Ja, auch diese sehr prägnante Lebensform passt wohl nicht mehr gut in diese Welt und geht zu Ende. Die älteren von uns kamen meist aus Familien, die nach dem Krieg eher ärmlich lebten, die recht patriarchalisch und mit strengen Regeln geführt waren – Kinder hatten zu gehorchen –, in denen man vor der Heirat selbstverständlich enthaltsam lebte und in denen man täglich betete. Eigentlich waren das schon die evangelischen Räte. Wer dann jung in einen Orden eintrat, lebte nicht sehr viel anders als vorher, sodass die Lebensform plausibel und fruchtbar erschien. Heute ist das alles in fast jeder Hinsicht sehr anders – die Lebenskultur junger Leu-

te hat sich so sehr gewandelt, dass man schon versteht, wenn die evangelischen Räte und eine lebenslange Bindung an eine Ordensgemeinschaft heute vitalen und intelligenten Jugendlichen ziemlich abstrus erscheinen.

Ja, diese Form geht zu Ende. Und zugleich Nein: Die Lebensweise der Ordensleute erfuhr in der Geschichte immer wieder tiefgreifende Änderungen. Künftig wird sie vermutlich anders gelebt und geschätzt, und vor allem die evangelischen Räte werden von anderen Christen in neuer Weise entdeckt: Armut als bescheidener, mit anderen teilender, ökologischer Stil; Gehorsam als Verfügbarkeit und Hingabe für bedürftige und leidende Menschen; Keuschheit als freilassendes und wertschätzendes Beziehungsgeschehen. Die *Werte* des Ordenslebens werden weitergehen, auch wenn – traurigerweise – die aus unserer Sicht doch bewährten und in manchem auch geliebten *Formen* zu Ende gehen.

Welche Hoffnung bleibt?

Dürfen alte Ordensleute auch hoffnungsfroh sein? Selbstverständlich ja! Freilich nicht in dem Sinn, dass damit die Realitäten verleugnet und die Trauer und der Schmerz des Sterbens übertüncht werden. Hoffnung könnte bedeuten, dass der/die Einzelne ihr vielleicht nicht immer leichtes, aber zugleich erfülltes und reiches Leben gelassen und dankbar zurückgibt, und dies in der Gewissheit, dass für sie/ihn nach dem Tod ein neues, noch besseres Leben kommen wird. Diese individuelle Zusage gilt, sie ist keine billige Vertröstung auf das Jenseits, sondern lebendiger Glaube an den lebensschaffenden Gott. Hoffnung bedeutet auch, dass all das, was an unserem Gemein-

schaftsleben und an unseren Diensten wertvoll und wichtig war, im neuen Leben weitergehen wird – wir wissen nicht die Form und die Weise, aber verheißen ist uns diese neue Gemeinschaft und das neue Füreinander bei Gott.

Ist diese Hoffnung damit ausschließlich auf den Himmel gerichtet? Nein, denn sie bedeutet auch, dass auf Erden – durch alle Abstürze und alles Sterben hindurch – vieles von dem, was uns erfüllte, weitergehen wird, sicherlich zunächst an anderen Orten und in anderen Stilen, vielleicht unabsehbar und unverständlich, aber eben doch! Das Ordensleben, wie wir es kennen, ist nur Mittel und als solches ziemlich relativ und – ehrlich! – nicht so arg wichtig. Was weiter bestehen und wachsen wird, sind der Glaube und die Kirche. Gott wird sein Reich aufrichten.

Wären wir gläubiger...

Zum Schluss einige wenige biblische Hinweise. Mir kommen einige Psalmverse in den Sinn, die wir ja häufig, im Alltag vermutlich oft etwas achtlos beten, die wir aber meditieren, verinnerlichen, ja auch – wie die Väter sagen – stän-

dig „wiederkauen“ dürfen: „Deine rechte Hand hält mich fest“ (Ps 63,9); „Du lässt Deinen Frommen das Grab nicht schauen“ (Ps 16,10); „Muss ich auch wandern in finsterner Schlucht...“ (Ps 23,4); „Meine Seele wartet auf den Herrn...“ (Ps 130,6); „Du zeigst mir den Pfad zum Leben“ (Ps 16,10). Es sind Psalmen *des Glaubens*; wären wir gläubiger, würden wir leichter trauern und sterben – und auferstehen. Die Bibel erzählt von Ezechiel, der das Tal mit den toten Gebeinen beschreibt, und wie Gott diese mit Fleisch überzieht und mit Geist belebt (Ez 37,1-14) – eine unglaubliche Vision, die das Sterben und den Tod bodenlos realistisch in Blick nimmt und doch voller Hoffnung ist. Die Emmausjünger müssen erst zweifeln und trauern, um dann von einem Unbekannten erklärt zu bekommen, was Gott will, und schließlich diesen beim Brotbrechen als den Herrn zu erkennen – um ihn aber gleich wieder abzugeben. All unser Glaube ist in dieser Geschichte enthalten, mit seinen Abschieden, seiner Mühsal, seiner Freude. Den Weg des Sterbens sollten wir offen und angstfrei gehen, um dann den Weg des Lebens wiederzufinden, voll Hoffnung und voll Freude.